

# Ein letzter Protest gegen das Unerstummten

Mit ihrer unsterblichen Neugier  
sind die Schriftsteller die Wortzeugen  
einer vielfältigen Sehnsucht

VON GEORG LANGENHORST

**D**ie »Sehnsucht« – sie ist neben Liebe, Angst, Schuld und Tod eine der ganz großen Urthemen der Literatur. Aller Trivialisierung, Kommerzialisierung und Sinnentleerung in Werbung und Massenmedien zum Trotz: Literatur als fiktives Bedenken und Umschreiben von menschlichen Wirklichkeiten und Möglichkeiten lebt gerade von der Perspektive einer »Endstation Sehnsucht« (Tennessee Williams). Literatur lebt von der unsterblichen Neugier der Schreiber und Leser nach dem anderen, dem Noch-nicht-Erreichten, dem Unerreichbaren.

Als menschliches Grundgefühl in vielerlei Gestalt entzieht sich »Sehnsucht« allen Einordnungen und Definitionen. Im Blick auf die Literatur lassen sich aber einige Grundspuren verschiedener Formen von Sehnsucht nachzeichnen.

Eine erste solche Sehnsuchtsspur ist die erträumte Vorstellung, *wenigstens einmal anders zu sein, als man im Alltag ist*. Dieses Spiel mit der Fiktion, mit der durchgespielten Identifikation mit anderen Menschen, ist sicherlich eine der stärksten Quellen von Literatur überhaupt. So schreibt Max Frisch in seinem Roman »Stiller« aus dem Jahr 1954:

*»Ach, diese Sehnsucht, weiß zu sein, und diese Sehnsucht, glattes Haar zu haben, und diese lebenslängliche Bemühung, anders zu sein, als man erschaffen ist, diese große Schwierigkeit, sich selbst einmal anzunehmen, ich kannte sie und sah nur die eigene Not einmal von außen, sah die Absurdität unserer Sehnsucht, anders sein zu wollen, als man ist.«*

Muß diese »absurde« Sehnsucht also aus sich heraus unerfüllbar sein? Ist Unerreichbarkeit geradezu das Charakteristikum wirklicher Sehnsucht? Schon in »Bin oder Die Reise nach Peking«, entstanden im Jahre 1944, hatte Frisch seinem Ich-Erzähler anders gewichtete Worte in den Mund gelegt: »Wir sind in einer Weise glücklich, die uns kaum noch ein Recht läßt auf Sehnsucht; das ist das einzig Schwere ...«

Damit sind die zwei gegensätzlichen Pole der Sehnsucht benannt, welche auch andere Schriftsteller wieder und wieder beschreiben: Das Leiden an der unstillbaren Sehnsucht, anders sein zu wollen, auf der einen, das den Mensch geradezu auszeichnende *Recht auf Sehnsucht* auf der anderen Seite.

Ein unlösbares Dilemma: Ohne Sehnsüchte erlischt die Lebensenergie, aber mit Sehnsüchten bohrt die nagende Unerfüllbarkeit ihren leisen, unstillbaren Hunger in die menschliche Seele.

Sehnsucht: In ihrer Doppelgesichtigkeit ist sie die ureigenste Kraft der Vision des Menschen. Die Lyrikerin Hilde Domin drückt dies in einem Gedicht, welches den Titel »Sehnsucht« trägt, so aus:

*Die Sehnsucht  
läßt die Erde durch die Finger rinnen  
alle Erde dieser Erde  
Boden suchend  
für die Pflanze Mensch*

Personifiziert sucht sich hier die Sehnsucht ihre Träger selbst aus, versucht, ihnen den Wachstumsboden zu bereiten. Und einzig der Mensch kann ein derartiger Sehnsuchtsträger sein.

Neben die Sehnsucht, anders zu sein, als man tatsächlich ist, tritt häufig eine zweite Form von Sehnsucht: die, *an einem anderen Ort zu sein, als dort, wo man sich befindet*. In Monika Marons Roman »Animal Triste« aus dem Jahr 1996 findet sich eine eigentümliche, aber eindruckliche Szene, die eine solche Sehnsucht nicht nur anschaulich widerspiegelt, sondern zugleich auf die erneute Unerfüllbarkeit als unverzichtbares Element verweist. Hören wir hinein in ein im nachhinein erinnertes Gespräch zweier Liebender:

*»Ich fragte Franz, ob auch er einen Ort hätte, nach dem er sich sehne. Ich weiß nicht, sagte Franz, vielleicht, ja. Er träume davon, das Innere eines Ameisenbaus zu bereisen, sagte er.*

*Für einen Hautflügelforscher wie Franz war das ein einsehbarer Wunsch, wenn er auch bewies, daß die Sehnsucht, sobald sie die Möglichkeiten erschöpft hat, sich nach dem Unmöglichen streckt.«*

Noch eine dritte grundsätzliche Art von Sehnsucht findet sich bei Schriftstellern unserer Zeit: die nach *gelingender menschlicher Verständigung*, nach einem *störungsfreien Miteinander*, mit einem Wort: nach *Liebe*. Das Gedicht »Sehnsucht« des Karlsruher Lyrikers Walter Helmut Fritz enthält die folgenden Verse:

*Je mehr wir verstehen,  
daß nichts so leicht  
zu machen ist  
wie ein Fehler, (...)  
um so mehr wächst  
die Sehnsucht danach,  
daß wir füreinander endlich  
bessere Auslegungen sind,  
daß nicht so viel  
weiter verstellt ist,  
daß wir mehr vom Leben  
vor dem Tod spüren*

Sehnsucht danach, ein anderer oder wenigstens anders zu sein; Sehnsucht danach, anderswo zu sein; Sehnsucht nach dem wahrhaft liebenden anderen Menschen, der uns »bessere Auslegung ist«. Speziell für Schriftsteller – aber mit ihnen auch für Theologen – tritt eine vierte Form von Sehnsucht hinzu: Die *Sehnsucht nach den richtigen, treffenden, unverdorbenen und in sich stimmigen Worten*; nach der Sprache, die wirklich ausdrückt, was man meint. Der Münchner Lyriker Paul Würhr hat jüngst in einem 1997 veröffentlichten Gedicht auf die enge Verzahnung von falsch und richtig benannten Worten verwiesen:

*Ich  
spreche das Falsche so gern  
nach weil  
in ihm das Richtige dort  
wohnt wo  
es die Sehnsucht vermutet*

Das Gedicht spricht von der Sehnsucht nach der rechten Sprache, nach dem stimmigen Wort, welches die Sehnsucht gerade im vermeintlich Falschen erhofft. Doch welche Sprache könnte diese Sehnsucht stillen? Sie müßte

sich vor allem dadurch auszeichnen, daß sie nicht mißbrauchbar wäre, nicht einsetzbar zu Unterdrückung, Gesinnungszwang und Gewaltausübung. Erich Fried, einer der großen lyrischen Sprachsucher unserer Zeit, hat gerade diesen Gedanken in einem Gedicht deutlich gemacht:

*Sehnsucht nach Worten  
Kommt  
ihr guten  
ihr wenig brauchbaren Worte  
Ihr taugt zu keiner Losung  
ihr schillert in keinen Farben  
zu denen man sich bekennt  
Ihr eignet euch für kein Kampflied  
Ihr laßt euch auf keine  
Fahnen schreiben  
Auch nicht auf Fahnen  
gegen Fahnen  
von Feinden*

Sehnsucht nach dem rechten Wort? Schriftsteller unserer Zeit wagen es, noch eine weitere, letzte Sehnsuchthoffnung in Sprache zu kleiden – versteckter zwar, scheuer formuliert, in Worte gebracht voller Vertrauen, nicht vorschnell von falscher Seite vereinnahmt zu werden: Die Sehnsucht nach Gott, oder – mit den Worten von Peter Härtling – jene Sehnsucht, »die über uns hinausgeht«, ja: »nach Unsterblichkeit, Versöhnung, nach einer höheren Ordnung, nach dem Gesetz, das Anfang und Ende unserer Existenz manifestiert, nach einem Gott«.

In keinem dichterischen Werk findet diese Sehnsucht mehr Beachtung, als in den Gedichten von Nelly Sachs. Sehnsucht, das ist eines der zentralen Themen im Werk der einzigen weiblichen deutschsprachigen Literaturnobelpreisträgerin, immer wieder neu beleuchtet und gedeutet. In einem frühen Gedicht kann das so lauten:

*Vielleicht aber braucht Gott die Sehnsucht, wo sollte  
sonst sie auch bleiben,  
Sie, die mit Küssen und Tränen und Seufzern füllt die  
geheimnisvollen Räume der Luft –  
Vielleicht ist sie das unsichtbare Erdreich, daraus die  
glühenden Wurzeln der Sterne treiben –  
Und die Strahlenstimme über die Felder der Trennung,  
die zum Wiederseh'n ruft?*

Sehnsucht – das ist bei Nelly Sachs alles andere als ein verkitschtes Wort passiver Träumerei, als ein Hinweis auf das Versagen an der Wirklichkeit oder der hilflosen Entfremdung vom Alltag. Sehnsucht ist für sie ein »Urwort« oder ein »Königswort« (Bengt Homqvist), das die einzig mögliche Alternative weist zur Resignation, den einzig möglichen Ausweg andeutet aus Verzweiflung. Die zitierten Zeilen entstanden 1944 als Reaktion auf die Nachrichten von Auschwitz.

Die Lyrik von Nelly Sachs ist der ständig vom Scheitern bedrohte Versuch, trotz Auschwitz und gegen Auschwitz vom Menschen und von Gott zu reden, dem Unaussprechlichen dennoch Überlebenssprache abzupressen.

*Nur in die Sehnsucht  
das wachsende Element  
lege ich meine Träne*

Sehnsucht als trotzig Vision gegen Verzweiflung, Verstummen und den Tod: Dies wird auch in einem anderen Gedicht von Nelly Sachs deutlich:

*Sind Gräber Atempausen für die Sehnsucht?  
Leiseres Schaukeln an Sternenringen?  
Agonie im Nachtschatten,  
bevor die Trompeten blasen  
zur Auffahrt für alle,  
zum Leben verwesenden Samenkörner?*

Auf der Grenze der Verstehbarkeit von ungewöhnlichen Bildschöpfungen, im Einsatz bewußt mitkomponierter Pausen und Leerstellen, deutet Nelly Sachs die Sehnsucht als letzte Lebenskraft. Sehnsucht trotz dem Tod und dem Hang zur Verzweiflung, doch die Hoffnung auf einen Raum für solche Sehnsucht ist schmal und stets bedroht. Deshalb bleibt ihr oft nur die Flucht aus den Fesseln der Realität, wie in folgendem Gedichtauszug deutlich wird:

*Flucht, Flucht, Flucht,  
Fluchtmeridiane verbunden  
mit Gott-Sehnsuchts-Strichen*

Von Flucht ist hier die verdichtete Rede, von Flucht, die dennoch nicht einfach eine Weltflucht meint. Denn das Ziel der von Nelly Sachs immer wieder neu umschriebenen Sehnsucht sprengt die Begrenzbarkeiten von Diesseits und Jenseits. Davon spricht – wie stets in Bildern und Andeutungen – ein anderes ihrer Gedichte:

*Wohin o wohin  
du Weltall der Sehnsucht  
mit der Träume verlorenen Erdreichen  
und der gesprengten Blutbahn des Leibes;  
während die Seele zusammengefaltet wartet  
auf ihre Neugeburt  
unter dem Eis der Todesmaske.*

»Vielleicht braucht Gott die Sehnsucht?« Nelly Sachs verweigert sich der Verzweiflung, indem sie die Sprache der Sehnsucht in ihren Texten am Leben erhält. Nur so können Menschen überleben, nur so bleibt Gott – wenn auch nur in Andeutung und Verrätselung – buchstabierbar. ■



FOTO: NAHEK